

Kleine Kulturgeschichte der Schwertlilie

Autor(en): **Steiner, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **286 (2007)**

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-377324>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kleine Kulturgeschichte der Schwertlilie

RUDOLF STEINER

605117

Unweit des Klosters Grimmenstein wächst die Deutsche Schwertlilie (*Iris x germanica* L.). Die Nähe zum Kloster kommt nicht von ungefähr, denn diese Pflanze steht in Beziehung zu Klöstern, Burgen und Schlössern. Wie in der «Flora der Kantone St. Gallen und Appenzell» nachzulesen ist, kommt oder kam diese Schwertlilie neben wenigen anderen Standorten auch im Einzugsgebiet von Bad Pfäfers, beim Schloss Sargans und bei der Ruine Forstegg bei Salez vor. Die Deutsche Schwertlilie gehört zu den Bartiris, die von alters her eine Rolle spielen. Charakteristisch sind die Blüten, die auf den Hängeblättern einen «Bart» aufweisen, aber auch die schwertförmigen Blätter. Den lateinischen Namen bekam sie von den Griechen, welche sie nach der Regenbogengöttin Iris benannten. Sicher ist, dass der Ursprung der Pflanze nicht in Deutschland liegt, wie es der Name vermuten lässt, den sie 1750 von Linnée bekam.

Die Deutsche Schwertlilie stammt, wie alle Bartiris, aus dem Mittelmeerraum. Alle Arten dieser Gruppe sind wärmeliebende Pflanzen, die wild rund um das Mittelmeer und die Adria an steinigen, felsigen Orten vorkommen. Die Eigenschaft, dass sich die Arten vermischen,

führte schon vor Jahrhunderten zu vielen verschiedenen Kreuzungen, und so sind ganz verschiedene Wildformen an der Entstehung der Deutschen Schwertlilie beteiligt. Das x im lateinischen Namen weist darauf hin, dass es sich um eine Kreuzung (Hybride) handelt.

Medizin und Kosmetik

Bekannt waren die Bartiris aber in erster Linie wegen den medizinischen und kosmetischen

Anwendungen, und so wurde sie schon zur Zeit der Römer feldmässig angebaut. Dabei spielte vor allem das Rhizom eine Rolle. Die getrocknete und wohlriechende Wurzel wurde für Duftwässer und Duftsalben verwendet. Mit ihren stattlichen Blüten waren die Bartiris aber schon früh attraktive Gartenpflanzen.

Dass Schwertlilien zu uns gelangt sind, liegt darin, dass das Rhizom problemlos lange Trockenheit überstehen kann. Damit waren sie prädestiniert, schon früh von Kaufleuten und Soldaten, Pilgern und Kreuzfahrern verbreitet zu werden. So gehörten sie schon im Mittelalter zum Inventar der Gärten von Burgen, Schlössern und Klöstern und konnten von dort aus verwildern.

Erstmals erwähnt wird die Schwertlilie bei uns von Abt Walahfried Straboh, der sie um 840 in seinem Garten auf der Insel Reichenau anpflanzte und folgendermassen beschrieb: «Du gibst dem Walker das Mittel, mit dem er das Leinengewebe glänzend und steif appetiert und ihm Duft wie von Blumen verleiht.» Die Wurzel ist stark stärkehaltig und gestärktes Leinen war nicht nur bei der Tracht der Klosterfrauen gefragt. Als Heilpflanze hat sie wohl kaum eine grosse Rolle gespielt.



Handkolorierter Holzschnitt aus *New Kreüterbuch* von Leonhart Fuchs, 1543, Kantonsbibliothek Trogen.



Iris x germanica, die Deutsche Schwertlilie von Walzenhausen.



Ein Blick in die Iris-Sammlung des Botanischen Gartens Brüglingen.

Sammlung Carl Meyer

Das 16. Jahrhundert – Zeit der Renaissance – war der Beginn der wissenschaftlichen Botanik und der modernen Medizin. Beide gehörten noch eng zusammen und Ärzte waren auch die ersten Botaniker. Otto Brunfels, Leonhardt Fuchs und Hieronymus Bock, die «Väter der Botanik», gaben die ersten bebilderten Kräuterbücher heraus. Als Bestandteil der Sammlung Carl Meyer sind diese in der Kantonsbibliothek in Trogen vorhanden. Diese Ärzte waren

zwar noch stark der überlieferten Heilkunde von Griechen und Römern verbunden, setzten sich aber mit der einheimischen Pflanzenwelt auseinander und verglichen sie mit der Überlieferung. Die Abbildungen sind nun nach neuen Vorlagen «nach der Natur» gestaltet. Eine erste Abbildung, ein Holzschnitt, findet sich im «Kontrafayt Kräuterbuch» (1532) von Otto Brunfels, ein handcolorierter Holzschnitt dann im «New Kräuterbuch» (1543) von Leonhardt Fuchs. Beide nannten die Schwertlilie «Blaw Gilgen»; an-

dere Namen waren Schwertel oder Violwurz. Die Gilge ist dann zur Ilge geworden und uns als Wirtschaftsname erhalten geblieben. Die Violwurz weist wieder darauf hin, dass die getrocknete Wurzel nach Veilchen riecht. Als Veilchenwurzel kann man sie noch heute kaufen, um sie zahnenden Kindern zum Beissen zu geben. Die Deutsche Schwertilie ist sehr vielgestaltig. Aus den Samen gab es immer Pflanzen mit kleineren Abweichungen. So waren schon im 16. Jahrhundert dutzende Formen und Farben bekannt. Im



Iris flavescens, ebenfalls eine alte Art und oft in Gärten anzutreffen (Bauerngarteniris).



Iris pallida, die Blasse Iris. Deutlich sichtbar ist der gelbe Bart auf der Unterlippe. Diese Iris wird zur Rhizomgewinnung angebaut.



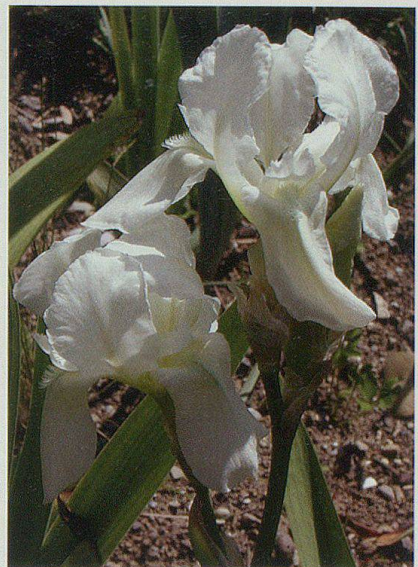
Eine moderne und grossblütige *Iris-Barbata-Elatior-Hybride*.



Eine alte Irisform, gerettet aus einem aufgelassenen Bühlerer Garten.



16. und 17. Jahrhundert entstanden die ersten botanischen Gärten, aber auch Fürsten und kirchliche Würdenträger wie auch reiche Bürger legten sich Gärten an, wo Iris selbstverständlich ihren Platz bekamen. So kann man schon bei Brunfels (1632) lesen: «Blaw Gilgen werden auch gezyhet in den gärten / für ein zyerde /bey etlichen uff den mauren, dann ir anblick ist lyeblich und lustig / sind auch eines guten geruchs.» In den Gärten ist Gelbliche Iris (*Iris flavescens*, ebenfalls eine alte Hybride) anzutreffen, eine unverwüsthliche und reich blühende Art. Gelegentlich sieht man auch die Blasse Iris (*Iris pallida*), ebenfalls eine robuste und wüchsige Art, die in der Toscana heute noch feldmässig zur Rhizomgewinnung angebaut wird. Die systematische Züchtung der Bartiris begann im 19. Jahrhundert und heute gibt es eine unübersehbare Fülle an Farben und Formen, die man als Iris Barbata-Hybriden bezeichnet. Die Staudengärtnerin Gräfin von Zeppelin an der badischen Weinstrasse verfügt über ein Sortiment von mehr als 500 Züchtungen, wobei noch unterschieden wird in Iris Barbata-Nana- (kleine) Iris Barbata-Media- (mittelhohe) und Iris Barbata-Elatior-Hybriden (hohe). Die Schausammlung im Botanischen Garten Basel-Brüglingen – eine Schenkung von Gräfin von Stein-Zeppelin – umfasst weit über 1000 Züchtungen. Zur Zeit der Hauptblüte Anfang Juni lohnt sich ein Besuch.



Die weisse Iris Florentina, die in der Toscana zur Rhizomgewinnung angepflanzt wird.

In unseren Gärten wachsen vor allem die alten Iris-Sorten und Wildformen problemlos, wenn sie einen sonnigen und möglichst trockenen Standort haben. Sie sind robust und kaum krankheitsanfällig. Für kleine und naturnahe Gärten eignen sie sich besser als die modernen mit ihren zum Teil riesigen Blüten und auffälligen Farben. Diese gedeihen nur gut im Weinbauklima und sind für unser Gebiet nicht zu empfehlen.

Die einheimische Gelbe Schwertlilie und die noch im Rheintal wachsende Sibirische Schwertlilie sind an feuchte Standorte gebunden und gehören nicht zu den Bartiris.

Literatur:

Heinrich Seitter, Flora der Kantone St. Gallen und Appenzell.

Fritz Köhlein, Iris, Kräuterbücher von Fuchs und Brunnfels, Kantonsbibliothek